

Von der Arbeit

Autor(en): **Marinoff, Irene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **47 (1960)**

Heft 14: **Erziehung zum Arbeiten**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-534755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Arbeit Dr. Irene Marinoff, London

Seit den Uranfängen gehört die Arbeit, sofern sie als Gegensatz zur Ruhe angesehen wird, zum Dasein des Menschen, der als Ebenbild Gottes erschaffen wurde. Denn auch Gott arbeitete während der sechs Schöpfungstage – und das Geschaffene war gut, sogar sehr gut –, um dann am siebenten zu ruhen und diese Ruhe auf immer zu heiligen.

Wie die Arbeit Adams beschaffen war, können wir Späteren, mit dem Fluche der Erbsünde Belasteten nur aus den spärlichen Angaben des heiligen Textes erschließen. Da heißt es: «Nun hatte der Herrgott aus dem Erdboden alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels geformt, und er brachte sie zum Menschen, damit dieser sähe, wie er sie benennen sollte, und ganz so, wie der Mensch die Lebewesen benennen würde, sollten sie heißen. Da gab der Mensch allem Vieh und den Vögeln des Himmels und allen Tieren des Feldes Namen.» Adam benannte die Tiere. – Erkenntnis und Gestaltung derselben durch das Wort waren ihm eins.

Vielleicht vermag nur der Dichter die Leichtigkeit und Spontaneität dieser ‚Arbeit‘ ganz nachzufühlen, er, dem sich im begnadeten Augenblick der Sinn der Erscheinung erschließt und sich willig dem gestaltenden Geiste ergibt. Jedoch bei Adam ging diesen bei uns nur zu seltenen Segensstunden kein hartes und zermürbendes Ringen voraus. Alles geschah mit der Souveränität unversehrten Menschentums.

Seit jenem Unglückstage der Auflehnung gegen Gott steht die ‚Arbeit‘ unter dem Gesetze der gefallenen Welt. «Im Schweiß deines Angesichts wirst du dein Brot verzehren, bis du zur Erde zurückkehrst, wie du von ihr genommen bist; du bist ja

Staub und wirst zum Staube kehren.» Hier mag es so aussehen, als sei die Arbeit wie der Tod nur Strafe, nur Fluch. Gewiß ließe sich diese Auffassung durch die ungezählten Millionen von der Last der Arbeit zu Boden Gedrückter erhärten. Wie der Tod gehört auch schwere Arbeit zur Not des gefallenen Menschen. Allein wie jener ist dieser Fluch verborgene Gnade. – Wie könnte auch Gott ohne Segensmöglichkeit fluchen! – Der Tod ist nicht nur Strafe, sondern auch Erlösung von der Last des gefallenen Lebens, letztes Siegel unseres Tuns, Eingang zum ewigen Leben. Und die Arbeit?

Es möchte so scheinen, als sei der Mensch stets von der Erinnerung an jenen paradiesischen Zustand, da auf leichtes schöpferisches Tun eine gesegnete Ruhe in der Gegenwart Gottes folgte, geplagt. Entweder jagt er der Befriedigung, jenem Gefühl der Meisterschaft, das zu jeder recht vollendeten Arbeit gehört, nach, oder er will die Ruhe des Vollbrachthabens genießen, ohne sie verdient zu haben. Er erniedrigt die Arbeit zum bloßen Mittel und die ihr zugeordnete Ruhe zum Selbstzweck. All dieses geschieht aus der Not des unerlösten Herzens, das im Arbeitstaumel wie in dem Kult der ‚Erholung‘ von eben dieser falsch verstandenen ‚Arbeit‘ den ursprünglichen Rhythmus von Schaffen und Ruhe wiederzugewinnen sucht.

Wie häufig geschieht es dann noch, daß die so mißverstandene Arbeit noch weiter herabgewürdigt wird und nur noch als Mittel zur Beschaffung des Geldes für seichte Vergnügungen dient. Manche meiden die Arbeit ganz und gar, wobei der in ihr sonst Ausdruck findende Tätigkeitsdrang sich auf die Muße stürzt. Dadurch wird aber diese ihrer erquickenden Kraft beraubt. So geht alles schließlich in einem Taumel der Rastlosigkeit unter, bei dem das leere Herz noch mehr verödet; denn weder Arbeit

noch Muße vermögen ihm die Kräfte der Erneuerung, deren es bedarf, zuzuführen.

Heute liegt alles daran, daß wir der Arbeit ihren ursprünglichen, gottgewollten Sinn wiedergeben. Wir müssen sie wieder als Mittel zur Heiligung auffassen. Selbst wenn sie uns nicht aus materieller Not auferlegt ist, bleibt sie doch ein Bedürfnis der Seele. Vor wieviel seelischer und geistiger Verstiegenheit wird jener Mensch bewahrt, der eine richtige Arbeit hat. Romano Guardini weist in seiner Dostojewskijstudie ‚Der Mensch und der Glaube‘ einmal darauf hin, daß in den Romanen des großen russischen Dichters alles andere geschieht als Arbeiten. Man könnte sich, den Gedanken weiterspinnend, wohl fragen, ob diese Menschen nicht weniger belastet und kompliziert gewesen wären, wenn sie ehrlich ums tägliche Brot hätten ringen müssen.

Die strenge Zucht der Arbeit ist der Todfeind alles geistigen und seelischen Dilettantismus, aller ungesunden Überspitzung und Verfeinerung, wie sie in der Romanliteratur und im Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts als nur zu erschreckend und abstoßend zutage tritt. Es wäre sogar zu bedenken, ob die furchtbaren Verbrechen der letzten Jahrzehnte nicht auch unter anderem als Reaktion eines vitalen Untergrundes gegen eine überfeinerte, lebensentfremdete, irgendwie moderige Intellektualität aufzufassen wären. Wie dem auch sei, der Geist bedarf der beruhigenden und stärkenden Kraft der Arbeit der Hände. Das zeigt sich auch in der Therapie der Neurotiker, welche an einer gleichgewichtbildenden Tätigkeit gesunden können. Es hängt mit dem Wesen und der besonderen Gefährdung des Geistes zusammen, daß dieser weit mehr als der Körper der Gefahr der Gleichgewichtsstörung ausgesetzt ist. Sich selbst überlassen, verirrt er sich nur zu leicht und verliert die Beziehung zur Wirklichkeit und damit zur eigenen Mitte. Die Hand, welche unmittelbar mit dem Stoff und dessen Eigengesetzlichkeit zu tun hat, ist sicherer und unbelasteter, weil wirklichkeitsnäher. Zur ausgewogenen Persönlichkeit gehört eigentlich sowohl Arbeit des Geistes wie Arbeit der Hand. Erst beide zusammen sichern das seelische Gleichgewicht.

Die Arbeit der Hände und die Arbeit des Geistes gehören zusammen. Sie bedingen einander und werden durch einander gestützt. Ohne geistige Bewältigung in irgendeiner Form sinkt das Hand-Werk zum bloßen Handlangertum unserer Fabriken her-

ab. Ohne die Stütze der Praxis wird die Theorie blutleer und der Geist entnervt.

Recht gearbeitet wird allerdings nur, wenn der Mensch mit dem Volleinsatz der ganzen Persönlichkeit dabei ist. Hier heißt es standhalten und sich bewähren. In solcher Bewährung wachsen die Kräfte der Mitte. In ihrer Philosophie der Fechtkunst zeigen die Japaner einen Weg, wie man dieser Kräfte innwerden und sie stärken könne. Insbesondere weisen sie auf jenen einzigartigen Augenblick hin, da nach langer Übung ein Handgriff, eine Fertigkeit, eine Kunst plötzlich gemeistert wird. Noch ist die Kunst nicht zur Routine geworden. Es ist ein Augenblick der Schweben zwischen dem Noch-nicht-Können und dem Nur-zu-gut-Können. In diesem gesegneten Augenblick leuchtet etwas von dem begnadeten Schaffen Adams auf, leuchtet auf, um sogleich wieder zu versinken. Doch ist es uns nicht verwehrt, in stetem Üben auf den verschiedensten Gebieten zum Einklang mit dem von uns Verlangten und dadurch zur Stärkung der eigenen Mitte zu gelangen.

Das rechte Arbeiten ist uns von Christus, dem Herrn, selbst vorgelebt worden. In den ersten dreißig Jahren seines Erdenlebens hat er gewiß viel gearbeitet. Ein Zimmermann in Nazareth wird nicht unbeschäftigt gewesen sein. Dann erst kamen die drei Jahre des öffentlichen Wirkens, die wir nur zu leicht als seine *eigentliche* Arbeit ansehen. Ist das aber richtig? Menschlich gesehen erhält das gesprochene Wort erst sein Schwergewicht aus der Fülle des dahinterstehenden Seins, das in der Schule der Alltagsarbeit Fülle und Tiefgang gewann. Die drei Jahre der Predigt und des Heilens waren die Frucht der vielen stillen Arbeit in der Werkstatt.

Am Vorbild des Herrenlebens gemessen, wird auch unsere schädliche Überschätzung der geistigen Arbeit als Fehlurteil aufgezeigt. Der Handarbeiter ist nicht geringer zu bewerten als der Kopfarbeiter. Erst beide zusammen machen die Fülle der menschlichen Arbeitsmöglichkeit aus. Darum ist es auch wichtig, daß an der Schule neben dem Unterricht in den wissenschaftlichen Fächern auch der Werkunterricht zu seinem Rechte komme. An der Hobelbank oder in der Küche kann der junge Mensch klein werden, denn er muß sich vor dem Gesetz des Stoffes beugen. Er kann ihn nicht einfach vergewaltigen, wozu im Reiche des Geistes immer wieder die Versuchung an ihn herantritt. Es ist wohl auch kein Zufall, daß der Musiker, der so viele Stunden lang

Fingerübungen machen muß, und der Bildhauer, der so gut mit dem Hammer oder dem Meißel umzugehen weiß, im allgemeinen ausgeglichener und weniger gefährdet wirkt als der Maler oder gar der Dichter. Diese sind der beruhigenden Arbeit der Hand ferner und dem Angriff der Dämonen eher ausgesetzt. Zumal der Dichter ist ganz im Unstofflichen befangen, bedarf also ganz besonders der Disziplin, um der Wirklichkeit nicht völlig entfremdet zu werden.

Durch die recht verstandene und geleistete Arbeit gewinnt der Mensch den rechten Stand in der Welt. Die tiefe innere Befriedigung, welche sie ihm bringt, ist ein Zeichen davon, daß sie gut und Gott wohlgefällig war. Indem sich der Mensch ihrer Last und Plage willig unterzieht, wird sie ihm zum festen Schirm in allen materiellen und seelischen Nöten des Lebens. An sie kann er sich klammern, wenn alles in Schmerz und Leid zu versinken droht. Sie ist ihm Trost in der Verlassenheit und Heil in der Krankheit. Sie bedeutet Zucht in der Versuchung und sicheres Steuern im Sturm.

Wir sind dazu angewiesen, unser Heil in Furcht und Zittern zu wirken. Das ist von aller Arbeit die edelste, weil sie ein himmlisches und kein irdisches Ziel hat. Hier stoßen wir an den tiefsten Sinn der Arbeit, der allem anderen unterliegt. Mögen wir rastlos mit den Händen oder mit dem Geiste schaffen, oder mag schwere Krankheit oder Altersschwäche uns an allem Tun hindern, eine Arbeit können wir immer leisten – die Arbeit am eigenen Heil. In diesem Sinne ist die Arbeit das tägliche Brot des Lebens, das eben darum in schwer zu deutender Beziehung zum Brot des Himmels steht.

Arbeitsfreude? Sinn der Arbeit vor Gott

Dr. Leo Kunz, Zug

Gehen wir wirklich immer mit Freude an die Arbeit? Oder ist es nur ein Traum, dem wir noch ir-

gendwie nachhängen, als könnte unsere Arbeit Freude sein, wenn wir sie nur recht auffassen würden? Haben wir für uns die Arbeitsfreude abgeschrieben und erfüllen – mit seltenen Ausnahmen – tapfer unsere Pflicht, erstreben aber wenigstens noch für die uns anvertraute Jugend ein möglichst freudiges Arbeiten? *Glauben* wir dort an die Möglichkeit, oder ist es auch nur ein Traum, den wir auf die kommende Generation übertragen haben? Es ist ja nur allzu menschlich, daß wir das für uns Unerreichbare für unsere Kinder erhoffen. Hatten unsere Ahnen recht, die in der Arbeit Mühsal, Beschwerde und Leid sahen – wie der Ursinn fast aller Worte für Arbeit in den verschiedenen Sprachen der Völker meint? Ist die Fron der Arbeit eine Folge der Ursünde, die wir im Geiste der Buße auf uns nehmen sollen, wie das Alte Testament uns lehrt, oder dürfen wir mit unserem ganzen Einsatz danach streben, die Arbeit zu einem frohen, menschlich erfüllenden Schaffen zu machen, was die Vertreter der Arbeitsschule uns immer wieder als verlockendes Ziel vor Augen stellen?

Die Antwort ist nicht leicht. Unser Verstand und noch mehr unser Herz schwankt, in welcher Richtung es sich wenden möchte oder muß. Darum laßt uns erst einmal fragen:

Was meinen wir überhaupt, wenn wir von Freude reden?

Sobald wir ein wenig darüber nachsinnen, dreht sich ein ganzes Kaleidoskop von Graden und Schattierungen der Lust und Unlust an unserer Seele vorüber. Freude kann Seligkeit sein, überströmendes Glück – aber auch bloß Vergnügen, weil uns etwas leicht von der Hand geht. Wir tun etwas wirklich gerne oder bloß nicht ungerne oder weniger ungerne als etwas anderes, wie die Arbeiterin am Fließband, die nicht mehr ändern möchte, weil sie nun einmal gewohnt ist und jede andere Arbeit über unnötige Mühen zur selben automatischen Tätigkeit führt. Wir sagen ein tapferes Ja zu einer Arbeit, die uns im Grunde nicht liegt, und fühlen einen kaum merklichen Grund der Zufriedenheit aus dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht – den wir vielleicht gar nicht spüren, wenn wir nicht daran denken, um den innern Halt zu bewahren. Was nennen wir nun Arbeitsfreude? Auch der Mangel an Arbeitsfreude wechselt nach Art und Grad ebenso stark. Es fehlt uns die Arbeitslust aus Überarbeitung oder Müdigkeit. Langweilige Arbeit ver-,leidet‘ uns. Wir wer-